

## Kunst ohne Grenzen

Zuletzt hatte er einen schlohweissen Bart, aber unter den buschigen schwarzen Brauen blitzten die Augen munter und schelmisch wie stets: Sergej Paradjanow, geboren im Januar 1924 in der grusinischen Hauptstadt Tbilissi, Filmregisseur und Poet. Schon in seinem ersten, an der Moskauer Filmhochschule WGIK entstandenen Kurzfilm *Moldavskaja skazka* (1951), hatte er auf die sinnenfrohe, zauberische Universum eines Märchens zurückgegriffen. Und auch später schuf er in seinen Arbeiten unverwechselbare archaische Fantasiewelten voller farbenprächtiger Tableaus. Immer brannten in Paradjanows Figuren die Feuer der Leidenschaft, und immer gerieten seine Filme zu kunstvoll stilisierten Legenden über Leben, Liebe, Hass und Tod. Das sowjetische Kino kannte solche Erzählweisen bis dahin kaum: Als vage Vorbilder waren bestenfalls Alexander Medwedkin mit seinem bäurischen Gegenwartsmärchen *Das Glück* (1934) oder der ukrainische Kinopoet Alexander Dowshenko (*Erde*, 1930) auszumachen. Dowshenko hatte zu den wichtigsten Lehrmeistern Paradjanows an der Filmhochschule gehört. Und Zeit seines Lebens war der «Schüler» stolz darauf, dass er sich nach Ansicht seines Diplomfilms *Andriesh* gewünscht hatte, ihn gleich noch einmal sehen zu dürfen – das einzige Mal in der langen Geschichte des WGIK, dass so etwas passierte.

Berühmt wurde Sergej Paradjanow mit *Schatten vergessener Ahnen* (1965), einem Film aus der Legendenwelt der Bergbauern und Schafzüchter der südlichen Karpaten. Mehrere Monate lang hatte sich der Regisseur bei dem kleinen Volk der Huzulen aufgehalten, um deren Tänze und Lieder, heidnische Rituale und Gebräuche zu studieren. Viele davon flossen in den Film ein, in dem das Motiv einer Familienfehde und Blutrache nur den Rahmen abgab. Mehr als für äussere Attraktionen interessierte sich Paradjanow für die Verwurzelung des Individuums in der Geschichte seines Volkes und der ihn umgebenden Natur. Die Fixierung existentieller Momente in gemäldeartigen Bildern bedeutete für ihn eine Spurensicherung archaischer Traditionen und Werte. Paradjanow benötigte dafür keine wild bewegte Kamera oder raffinierte Montage. Er bevorzugte den langen, langsamen seismographischen Blick aus der Totale, das filmische Altarbild.

In der nach dem antistalinistischen Tauwetter wieder zunehmend vereisenden UdSSR wurde Paradjanow Kunst freilich als subjektivistisch, romantisch und antimaterialistisch, auf jeden Fall als Ab- und Irrweg jenseits des sozialistischen Realismus denunziert. *Die Farbe des Granatapfels* (1969), das Porträt eines armenischen Lyrikers und Volkssängers aus dem 18. Jahrhundert, war über vier Jahre verboten; der Regisseur, so lautete der Vorwurf, sei ein Surrealist, der die gesellschaftlichen Strukturen nur als Chimäre betrachte. Die Parteibürokratie versuchte ihn zum Schweigen zu bringen und strengte 1974 einen Prozess wegen Kunstschmuggel, Devisenhandel und Homosexualität an. Seiner Freiheit beraubt, schöpfte Paradjanow Kraft aus dem Malen, und er gewann Vertrauen zu vielen seiner Mithäftlinge, die ihm ihre Biografien erzählten. In seinem Kopf, so reflektierte er später, «wurden diese Geschichten zu einer riesigen Sammlung von Novellen, Poemen und Stücken». Die internationale Solidarität von Künstlern, darunter John Updike und Louis Aragon, trug dazu bei, ihn aus der Haft zu holen. Aber erst 1984 konnte er wieder einen Film drehen, *Die Legende der Festung Suram*, erneut ein Poem über Opfermut und die uralte Sehnsucht nach Freiheit, mit assoziativen Bildern und Tönen, die den Film wie einen grandiosen Traum erscheinen lassen.

*Ashik Kerib* (1988) schliesslich, die Geschichte eines armen Wandersängers, der sich in die Tochter eines reichen Kaufmanns verliebt, widmete der Regisseur ausdrücklich den Kindern der Welt und erklärte: «Gerade nach diesem Film möchte ich sterben, weil ich ihn über alles liebe.» Tatsächlich frass schon der Krebs an ihm, der auch die anspruchsvollen Vorhaben verhinderte, in Deutschland den *Faust* und in den USA die Indianerlegende *Hiawatha* fürs Kino zu adaptieren. Sergej Paradjanow starb am 20. Juli 1990. Seine Filme, die in einer von

Hollywood dominierten, weitgehend illustrativen Kinowelt heute erst recht als eigentümliche Meisterwerke eines opulenten Fabulierers wirken, bleiben unvergesslich und unerreich.

## **RALF SCHENK**

### **RALF SCHENK**

Filmjournalist und Filmbuchautor, Mitglied der Auswahlkommissionen der Berlinale und der Leipziger Dokumentarfilmwoche.